



Wir wünschen all unseren Mitgliedern ein frohes und beschauliches Weihnachtsfest, geruhssame Feiertage und alles Gute und viel Erfolg im Neuen Jahr!

Zur Einstimmung auf die Feiertage und unsere ältere Zielgruppe die berührende Kurzgeschichte „Zwei Tage“ von Antje Papke.

Antje Papke hat mit dieser und einer anderen Kurzgeschichte beim Literaturwettbewerb „Buchstabensuppe 2008“, veranstaltet vom Arcotel Wimberger, den zweiten Platz errungen.

Wir freuen uns und danken ihr, dass wir ihre Geschichte veröffentlichen dürfen.

Zwei Tage

„Sellerie-Zimt Stroh.“ hatte sie immer wieder gesagt. Dass es so etwas nicht gab, hatte ich geantwortet. Dennoch grübelte ich, was es heißen mochte. Oft benutzte sie eigenartige Wörter, denn die Namen der Dinge waren ihr lange schon durcheinander geraten.

Dass ich zu der Welt, in der sie versunken war, keinen Zugang mehr hatte, bedeutete nicht, dass es sie nicht gab. Eine eigene Welt hatte immerhin jeder von

uns. Nur war das Maß, in dem sie mit jener der anderen übereinstimmte, verschieden. Auch die Zugangsbedingungen unterschieden sich erheblich.

War es nicht einmal an mir, Zutritt zu ihrer Welt zu suchen, statt sie von der Richtigkeit meiner überzeugen zu wollen? Zu der sie ja doch nicht zurückkam. Ob sie es nicht konnte oder nicht wollte, das wusste, wenn es denn überhaupt noch jemand wusste, allein sie. Es spielte auch keine Rolle, denn es veränderte die Situation nicht. Nicht ihre und nicht meine.

Ihre war die einer alten Frau in einem Pflegeheim inmitten anderer alter Frauen, von denen einige ununterbrochen redeten, andere das Reden längst aufgegeben hatten und in einer langen Rollstuhlreihe neben dem Eingang saßen.

Meine war die der Enkelin, die schon morgen wieder in ein Leben zurückflog, dass sich schon lange weit von ihrem entfernt hatte und beinahe gänzlich in die Fänge eines Berufes geraten war, der immer gieriger an meiner Zeit sog. Nachdem ihm auch außerordentlich viel davon gehörte, konnte er meiner Oma getrost einmal zwei Tage abgeben, hatte ich erklärt und sie dann widerwillig auch bekommen.

Sie war eingeschlafen, und ich verließ das Zimmer.

Jeder Gang, das ganze Gebäude schien mir eine weiße Trostlosigkeit. Sich hier der Realität zu ergeben, musste bedeuteten, sich auf eine Reihe unterschiedsloser Tage einzulassen, durch deren immer gleichen Ablauf gestern, heute und morgen in eins fielen. Und in denen Sellerie-Zimt Stroh, was immer es war, sicher nicht vorkam.

Unbehagen bereitete mir, dass ich nicht recht gewusst hatte, wie ich mit ihr reden sollte. Nicht nur, dass wir nicht mehr dieselbe Realität teilten, wir redeten auch nicht mehr dieselbe Sprache.

Auf dem Flur kam mir Frau Kosica entgegen. Die Schwester hatte sie mir gestern vorgestellt und erklärt, dass sie drei Mal täglich Putzdienste leistete und so etwas wie der gute Geist des Hauses geworden war. Die alten Damen mochten sie allesamt und waren beruhigt von ihrer regelmäßigen Anwesenheit. Sie schmückte das Deutsche mit einem schönen Akzent, der mich ahnen ließ, dass sie bedeutend besser als ich wusste, wie man sich in einer Welt orientierte, deren Sprache man nicht verstand. Vielleicht konnte sie mir ja helfen zu ergründen, was Sellerie-Zimt Stroh war.

„Frau Kosica“, sprach ich sie an, „sie wissen nicht vielleicht, was Sellerie-Zimt Stroh ist?“ „Ich weiß, was ist Sellerie. Ich weiß, was ist Zimt, ich weiß, was ist Stroh. Aber ich weiß nicht, was ist Sellerie-Zimt Stroh. Ihre Oma, sie sagt das oft. Aber sie

müssen sich keine Sorgen machen.“, sagte sie. „Wissen Sie, mein Mann, wenn er den Namen nicht weiß von etwas, dann redet er immer von dem Ding. Manchmal ich brauche Tage um ihn zu verstehen. Aber irgendwann es klappt immer.“ Frau Kosica strahlte Wärme und Zuversicht aus, und beider bedurfte ich dringend. „Geduld, Mädchen, Geduld.“ sagte sie zu mir.

Nach einigen Atemzügen an der frischen Luft trat ich wieder in Omas Zimmer, dessen Wände Bilder der Familie zierten. Einige zeigten sie und mich in Wien vor vier Jahren. Sie war aufgewacht, saß auf der Bettkante und sah mich lächelnd an.

„Elfriede“, sagte sie. Es war schwer auszumachen, ob sie jemand anderen in mir sah oder lediglich meinen Namen verwechselte.

„Sieh mal Oma“, sagte ich, auf eines der gerahmten Bilder deutend, „das sind wir beide damals in Wien.“, und nahm es von der Wand. Obwohl sie des Reisens schon lange überdrüssig gewesen war und sie Rücken und Knie sehr schmerzten, hatte sie mich unbedingt besuchen wollen. Sie musste selbst sehen, wo und wie ich lebte.

„Hier sind wir am Graben, in der Nähe vom Stephansdom. Du links, ich rechts.“ Sie deutete auf den Hintergrund und sagte: „Sellerie-Zimt Stroh.“ Ich ließ mich mit vor Erstaunen offenem Mund neben sie fallen. Ihr Besuch war in die Vorweihnachtszeit gefallen, wovon ihr die ganze Familie, auch ich, der Kälte wegen abgeraten hatte. Trotzig hatte sie sich behauptet. Weil man ja nie wisse, wie viel Zeit einem noch bliebe. Beinahe jeder Laden war zu ihrer Freude mit Stroh- und Zimtsternen dekoriert. Woher sie nun den Sellerie nahm, vermochte ich nach Maßgabe meiner Realitätsbegriffe nicht auszumachen.

„Paradeisersuppe.“ sagte sie plötzlich. Ich fing so laut an zu lachen, dass Frau Kosica den Kopf zur Tür herein steckte. Ich zeigte ihr das Bild aus Wien und sagte: „Sellerie-Zimt Stroh.“. Sie verstand nicht ganz. Kurz erzählte ich von Omas Besuch und von den Stroh- und Zimtsternen. „Sehen sie!“, sagte sie und lachte Oma ins Gesicht, „Irgendwann es klappt immer.“

„Und Paradeisersuppe möchte sie.“ Erneut wusste Frau Kosica nicht, wovon ich redete. „So nennt man Tomatensuppe in Österreich.“ Oma hatte gefallen, dass es in einer Sprache so unterschiedliche Namen für dieselbe Sache gab, und dass etwas so Einfaches wie Tomatensuppe nach Paradies klingen konnte.

Es mochte ja sein, dass wir nicht in derselben Gegenwart lebten, aber wir teilten jede Menge gemeinsamer Vergangenheit. Gerade hatte ich den seidenen Faden gefunden,

der dorthin zurückführte, wo es abends lange Aufbleiben und Schokolade vor dem Fernseher gab. Vorgelesen hatte sie mir nie. Das brauchte sie auch nicht. Denn vielmehr interessierte mich, was sie selbst erlebt hatte. Ich wurde zu einem Geschichten-Nimmersatt und wollte immer wieder hören wie es war, als der Ofen explodiert und Tante Anna, die davor immer gesessen hatte, von weiß zu schwarz geworden war, wie Papa und Onkel Dieter die Hühner mit Schnaps getränktem Brot gefüttert hatten oder wie der liebtestolle Willi Oma immer hinterhergelaufen war. Ob wir ein Stück gemeinsamer Zukunft hatten, das hing von mir ab. Von meiner Bereitschaft, Zeit zu schaffen und Wege zurückzulegen und einer Gegenwart Platz einzuräumen, die jeden Tag schwinden oder eine andere sein konnte. Ich sah Oma an, dachte an Paradeisersuppe und Sellerie-Zimt Stroh und hängte das Bild wieder an die Wand.

© Antje Papke, September 2008